der alten, feinen, grünlich-braunweisslichen Oberhaut (Epidermis) — wie sie auf jeder jungen, frischen Buchenrinde sich zeigt — überzogen, auf welcher man sogar noch Spuren der Flechten (*Lecidea atra* und *Graphis scripta*) zu erkennen glaubt. Dieses kleine Rindenstück war auch bei erster mir gewordener Ansicht noch ganz unverseht und ist erst nachdem leider durch tändelnde Kinder mit feinen Messerschnitten etwas eingritzelt und beschädigt worden. Der dies Rindenstück umschliessende und deckende Grund des andern Parallelepipedons ist eben so 3''' vertieft, als jenes erhaben und dabei schwarzbraun, ruffarben, wie verbrannt. Das Feld 1 des Buchstabens ist fast eben so lang und 19''' breit, dabei das eingehörige Rindenstück auf dem Aussenstücke sitzen geblieben und auf der alten Splintfläche abgesprungen, aber ringsum durch einen feinen Sprung angedeutet und gewiss noch in der Ueberwallungsschicht festsetzend, worin es mit der Oberhaut zu unterst verdeckt und verborgen steckt.

Das physiologisch Merkwürdige dabei ist, dass die durch die eingebrannten Buchstabenzüge umgrenzten und durch Tödtung der Verbindungsmasse ausser Lebensthätigkeit gesetzten Rindenstücke mit ihrer Splintbasis natürlich nicht weiter fortgewachsen, aus dem Buchstaben nicht herausgedrängt, auch nicht mit der übrigen Rindenfläche in gleichem Niveau geblieben sind und dass dennoch die Splintmasse im Umfange des Buchstabens diesen nebst dessen eingeschlossenen beiden Rindenstücken bereits 4 Finger hoch überwallt hat. Der Splint, welcher von Aussen den Buchstaben überwachsen und bedeckt hat, ist an dem untern Hirnholzsägeschnitte 20''' , am obern 17½''' dick und auf dieser im Mittel 18¾''' dicken Unterlage ist der Buchstab dennoch — zumal im Lichtreflexe — im grössten Umrisse zu erkennen und diese Protuberanz ist wie aus einer dicken bucklichten Unterlage dadurch entstanden, dass die sonst parallel laufenden Holzfasern fort und fort über jenen 3''' dicken Vorsprung hinweg eine Biegung nach Aussen nehmen und beibehalten mussten, bevor jene Ausschweifung sich ausgleichen und verschwinden konnte. Dass bald darauf die jetzige Aussenrinde gefolgt ist und nicht mehr hoch darüber gesessen haben kann, erkennt man an den Höckern der äusseren Spaltfläche, welche an Buchenholze zunächst unter der Borke am stärksten sind und sich nicht tief in den jungen Splint hinein fortsetzen; auch ist hier die Holzfaser sichtlich lockerer und gröber, als tiefer einwärts im Kernholze. Beide Parallelepipede, das innere und äussere unter- und ausserhalb der den Buchstaben führenden Spaltfläche, zeigen auf dem gesägten, dann abgehobelten Querschnitte des Hirnholzes jederseits ungefähr 20 Jahresringe, wonach das Alter des Buchstabens einschliesslich der anscheinend fehlenden äussern jüngsten Splint-, Bast- und Rindenschicht ungefähr auf 26 Jahre zu schätzen und

dessen Einbrennen etwa 1830 zur Zeit der damaligen unheilvollen, gleichfalls längst tief überwallten Revolution geschehen sein mag.

Göttingen. A. F. Schlotthauber.

Hannoversche Sitten und Gebräuche in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Deutschlands.

(Fortsetzung von Bonpl. VII, p. 114.)

(Auszug aus einem populären Vortrage, gehalten in der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover am 19. Januar 1860 von Dr. Berthold Seemann.)

Wenn es zu allen Zeiten verhältnissmässig wenige Botaniker gegeben hat, so ist das sicher nicht dem Mangel an angeborner Neigung zuzuschreiben. Fast jeder Mensch tritt mit Vorliebe zu den Pflanzen in die Welt, und nur unserer eigenen Abstumpfung ist es zuzuschreiben, wenn eine so reine Quelle der Freude früh versiegt. Das Sammeln von Blumen wird von Kindern mit einer Leidenschaft betrieben, wie sie sich bei Erwachsenen kaum zur Zeit der holländischen Tulpenwuth zeigte, und Holz, Blätter, Blüten und Früchte liefern unerschöpflichen Stoff zu munteren Spielen und fröhlicher Unterhaltung. Prof. Henslow in England, ein ebenso vortrefflicher Botaniker als geachteter Geistlicher, hat dieser Jugendneigung eine praktische Richtung zu geben gewusst, indem er in seinem Kirchsprengel Pflanzen-Ausstellungen veranstaltete, deren Erzeugnisse ausschliesslich von Kindern eingeliefert und von den Kleinen häufig mit für die Gegend völlig neuen Arten beschickt werden. Fast das ganze Jahr dauert bei uns der enge Verkehr zwischen der lebhaften Kinder- und der stillen Pflanzenwelt fort. Das Schlagen von Tonnenbändern aus Weidenholz, das Peitschen der Kreisel oder „Pindöpe“ aus Lindenholz und das Steiglassen von Papierdrachen mit Rücken von leichtem Tannenholz haben alle ihre Saison, die mit ebenso grosser Regelmässigkeit wiederkehrt als die des Badens, Reisens oder Maskeradenlebens in der Gesellschaft der Erwachsenen. Schon mit dem Eintreten des Saftes in die Bäume beginnt für unsere Knaben die Arbeit des Flötenmachens aus Weidenholz und das Anzapfen der Birke. Im Sommer liefern Feld und Wald reiches Material zu allerlei Spielen und Spässen. Wenn endlich der Herbst dem Laube die mannigfaltigsten Färbungen giebt, da reift das Obst, und Früchte aller Art stellen sich ein. Die schönen blanken Rosskastanien werden in Ketten und kleine Lämpchen verwandelt. Eine Haselnuss, ein Stöckchen, eine Kartoffel und ein Endchen Zwirn geben eine schnurrende Spindel ab. Verschiedene Bohnensorten werden emsig gesucht,

um bei dem beliebten „Knickerspiele“ in einen auf die Erde gezogenen Kreis gesetzt, und durch kleine Kugeln (Knicker) aus Marmor, Achat, Thon, Blei oder Glas herausgestossen zu werden. Eine volle Tasche mit Bohnen vertritt bei der hannoverschen Kinderwelt die Stelle des Geldes, wie einst Beutel voll Cacaobohnen bei den noch in geistiger Kindheit befindlichen Mexikanern. Als Einheit gelten kleine gelbe Bohnen; einen zweifachen Werth besitzen die gewöhnlichen türkischen, und einen sechsfachen die letzteren, wenn sie eine eigenthümliche lila Färbung zeigen, wo sie dann als Kaiserbohnen im Umlauf sind.

Die enge Verbindung, welche sonst zwischen unseren Volkssitten und dem Flachse bestand, wird tagtäglich lockerer. In den Städten ist sie fast gänzlich gelöst, und selbst auf dem Lande werden schnurrende Rädchen wie Spinnlieder, die sonst manchen Winterabend belebten, bald den Idyllen einer entschwundenen Zeit angehören. Theils ist es die Anwendung der Dampfmaschine, welche den Flachse aus der Hand alter Mütterchen und des Hausgesindes in die der Fabrikanten spielt, theils aber auch das Verdrängen des Flachses durch die Baumwolle, wodurch dieses Resultat bewirkt wird. Es ist in der That seltsam zu beobachten, wie ein Gewächs, dessen unsere Stämme seit Jahrtausenden mit Vorliebe gepflegt haben, mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wird, und zwar ohne aufgehört zu haben, allgemein geschätzt zu werden. Schon Plinius spricht von dem Gebrauche des Linnens bei den Germanen und Galliern, und man dürfte wohl annehmen, dass ihn unsere Vorfahren in Hochasien lernten, ehe sie ihre grosse Wanderung nach Westen antraten, wenn nicht der Flachse gegenwärtig nur des Leinöls halber in Ostindien gebaut würde, ebenso wie der Hanf massenweise nicht seiner zähen Faser, sondern seines betäubenden Harzes wegen gezogen wird. Dass der Gebrauch von Egypten gekommen sei, war früher eine, in wissenschaftlichen Kreisen bestrittene Annahme, indem man glaubte, die Mumien jenes Landes seien in Baumwolle gewickelt. In einer der königlichen Societät zu London übergebenen Abhandlung wird jedoch, gestützt auf die Forschungen unseres Landsmanns Bauer, von Herrn Thompson der Beweis geliefert, dass jene tausendjährigen Leichentücher nicht, wie fälschlich angenommen, Baumwolle, sondern Linnen seien *). Die einzelnen Fasern des ersteren Stoffes sind nämlich plattgedrückte, korkzieherartig-gedrehte Cylinder, während die des Flachses runde Fäden darstellen, die keine natürliche Neigung zum Drehen besitzen. Selbst bei schwacher mikroskopischer Vergrösserung tritt dieser Bau deutlich hervor, hebt jeden Zweifel über das Wesen des Mumienzeuges, und zeigt,

dass die Ansicht Rosselini's, die alten Egypter haben die Baumwolle zur Umwicklung ihrer Todten gebraucht, unrichtig sei. Freilich wird gegenwärtig nach dem Zeugnisse Unger's in Egypten kein Lein mehr gebaut und werden von den heutigen Egyptern nur Stoffe aus Baum- und Schafwolle getragen. Dass die alten Egypter Flachse kannten, wird ferner durch Moses II, Capt. 10 Vers 29—31 bestätigt, wo es heisst, der Hagel habe den Flachse und die Gerste vernichtet, als Moses sich vergeblich bei Pharao bemühte, die Auswanderung Israels zu gestatten. Eine lange Reihe wissenschaftlicher Forschungen würde erforderlich sein, ehe wir uns in der Lage befinden, über einen anscheinend so einfachen Gegenstand als den Gebrauch des Flachses nach allen Seiten hin genügende Rede und Antwort zu stehen. Der Schleier, welcher über der Urgeschichte desselben schwebt, ist kaum gelüftet.

Der Deutsche hält dafür, die Sprache sei nicht da, wie überschlaue Köpfe wollen, um Gedanken zu verbergen, sondern um sie kund zu thun. Auch hat er an verstecktem Sinne keinen besondern Gefallen. Daher mag es denn auch wohl kommen, dass er, gewohnt, „durch den Tulpenstengel zu sprechen“, es niemals gelernt hat, „durch die Blume zu sprechen“. Dasselbe Sträusschen, das einer Morgenländerin zugesteckt, eine ganze Fülle von Hoffnungen, Bethuerungen und Befürchtungen ausdrückt, bringt auf ihn nur eine freudige Gesamtwirkung hervor, die deutlich dafür zeugt, dass die Blumensprache, um in Deutschland verständlich zu werden, wie die Keilschrift eines Grotendorf bedarf. Mit Ausnahme des Vergissmeinnicht hat für uns kaum eine unserer Pflanzen eine blumensprachliche Bedeutung, und buchhändlerische Versuche, uns jenen orientalischen Gedankenaustausch zu ermöglichen, sind ohne Erfolg geblieben. Selbst alle unsere symbolischen Gebräuche lassen sich auf einen fremden Ursprung zurückführen. Es braucht hier nur an die Myrthe und den Lorber erinnert zu werden; ja, sogar das Vortragen einer auf das Winkelmaass gesteckten Citrone bei Leichenbegängnissen von Zimmerleuten, obgleich so weit ins Volk gedrungen, ist eine altgriechische, schon von Athenaeus erwähnte Sitte. — Entbehren wir die Blumensprache, so besitzen wir dagegen eine ansehnliche Reihe volkstümlicher, mit der Pflanzenwelt zusammenhängender Sprichwörter, und man würde eine ziemlich „harte Nuss zu knacken“ haben, wollte man etwas Erschöpfendes darüber veröffentlichen. Ein Gelehrter, der sich auf dieses Feld wagt, hat so viele Fallgruben zu vermeiden, dass man mit Recht von ihm sagen kann, „er hole die Kastanien aus dem Feuer“. Der Uebersichtlichkeit halber könnte man sie eintheilen in Solche, die auf einer naturhistorischen Beobachtung beruhen, und in Solche, denen eine kulturhistorische oder geschichtliche Thatsache zu Grunde liegt. Die Satzung: „Keine Rose ohne Dornen“

*) In Bonplandia V. p. 324 lässt Herr G. J. French irrigerweise Herrn Thompson gerade das Gegentheil sagen. Red. d. Bonpl.

spricht dafür, dass die stechenden Eigenschaften der Königin der Blumen ins Auge gefasst wurden. „Er hängt sich an wie eine Klette“ liefert den Beweis, dass man die hakenförmigen Hülschuppen der Gattung *Lappa* wohl beachtete. Des langstieligen, von jedem Luftzuge in Bewegung gesetzten Blattes von *Populus Tremula* ist in dem Sprichworte: „Er zittert wie Espenlaub“ gedacht worden. Dass *Urtica* verwundende Haare besitzt, lernen wir indirect aus dem Spruche: „Eine kluge Henne legt auch zuweilen in die Nessel.“ Dem Verdachte, als sei *Artemisia Absinthium* süß, ist durch den Vergleich: „Bitter wie Wermuth“ schon vorgebeugt. Die Haupteigenschaften zweier weit verbreiteten Waldbäume sind durch „Schlank wie eine Tanne“ und „Stark wie eine Eiche“ festgestellt. Selbst wenn man Jemand, für dessen Behausung der Blocksberg noch zu nahe liegt, hinwünscht, „wo der Pfeffer wächst“; also nach Malacca und den heißen Sunda-Inseln, so spiegelt sich darin ein Stückchen geographischer Botanik ab. Man weiss, dass „wo der Pfeffer wächst“, auch die Palmen grünen, und „kein Europäer wandelt ungestraft unter Palmen“; sei es nun, dass er sich dort leibliche Beschwerden zuziehe oder dass sein Geist durch die grossartigen Bilder der Tropenwelt so gefesselt wird, dass er, einerseits durch tausend Bande an den trüben Norden seiner Heimath gekettet, andererseits von ewiger Sehnsucht nach den Sonnenländern der Wendekreise erfüllt, fortan verurtheilt ist, zwischen zwei Erdgürteln tantalisch zu schweben. Der Apfel, eine bei uns so häufig gebaute Frucht, hat viel Stoff zu Beobachtungen und Vergleichen geliefert, obgleich es auffallend ist, dass manche andere ebenso häufig angepflanzte, z. B. die Birne, die Zwetsche und die Pflaume in dieser Beziehung leer ausgegangen ist. Wenn daher bei der nächsten Erdumwälzung unsere ganzen Kenntnisse über den Apfel mit ihm selbst bis auf die volksthümlichen Beobachtungen und Vergleiche verschwänden, so liesse sich doch ein ziemlich genaues Bild des Verlorenen herstellen. Wer erinnert sich nicht, als beim ersten geographischen Unterricht der Lehrer, um dem schwachen Begriffsvermögen der Schüler zu Hülfe zu kommen, die Frucht aus der Tasche zog, die durch des Paris' Urtheil zum „Zankapfel“ wurde, und deren Genuss unseren beiden Ureltern das Paradies kostete? Wer hat ferner die Erläuterung vergessen, dass Mutter Erde sich mit diesem runden, doch an beiden Polen eingedrückten „Zankapfel“ ungleich besser vergleichen lasse als mit der Apfelsine, die freilich auch rund, doch nicht von oben und unten gedrückt sei? — Wenn hieraus die Gestalt der Frucht ersichtlich wäre, so würden unsere Nachkommen auf die Grösse derselben schliessen können, dass wir von überfüllten Räumlichkeiten zu sagen pflegten: „Es war so voll, dass kein Apfel zur Erde kommen konnte“ Auch der Geschmack würde sich annähernd aus der Thatsache ergeben, dass wir

zuweilen genöthigt waren, „in den sauren Apfel zu beissen“. Dass endlich die in Frage stehende Frucht eine abfallende, und dabei eine schwere, vom Winde nicht leicht zu verwehende gewesen, erhellt aus dem Sprichworte: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme“, das zugleich daran erinnert, wie Newton durch einen herabfallenden Apfel auf die Spur des allgemeinen Gesetzes der Schwerkraft geleitet wurde. Wir kümmern uns freilich mehr um die bildliche Auffassung des letzteren Sprichwortes, gleichbedeutend mit: „Wie der Baum, so die Frucht“, obgleich sie auf so schwachen Füßen steht, denn wenn es auch einzelne Familien gegeben, bei denen sich hervorragende Naturgaben viele Geschlechter hindurch erhalten, so wissen wir doch, dass Genie sich nicht vererbt, und kennen tausend und aber tausend Fälle, wo hohe Begabungen auf einzelne Glieder beschränkt blieben.

Wir würden mit unserer Erörterung der Sprichwörter „auf keinen grünen Zweig kommen“, wollten wir es verschmähen, auch bei den auf kulturhistorischer oder geschichtlicher Basis ruhenden „auf den Busch zu klopfen“, ob sich nicht auch etwa dort etwas Beachtungswerthes auftreiben lässt. Fast sollte man glauben, der Lorber, die Palme und der Oelbaum wüchsen bei uns wie Disteln wild, anstatt in wohlgeschützten Glashäusern, so allgemein gebrauchen wir die Phrasen: „Er ruht auf seinen Lorbern aus“, „Er hat die Palme davon getragen“, und „Er hat den Oelzweig des Friedens gebracht“, — und doch haben wir diese Redeformen von den Alten geborgt, denen jene Pflanzen von hehrer symbolischer Bedeutung waren. Auch der Ausdruck: „Etwas unter der Rose sagen“, was gleichbedeutend mit eine vertrauliche Mittheilung machen ist, stammt von den Römern her, die bei Zusammenkünften, über die sie kein öffentliches Plaudern wünschten, eine Rose aufzuhängen pflegten, was so viel hiess, als Bitte um Verschwiegenheit. Es ist schade, dass uns diese Sitte nur als blosser Redensart überliefert ist, denn heut zu Tage erleben wir nur zu häufig, dass so manches Sub-rosa-Gesagte keineswegs als vertrauliche Mittheilung behandelt wird. „Ins Gras beissen“ drückt gegenwärtig nur noch bildlich vollständige Unterwerfung unter die Allgewalt des Todesfürsten aus. Es gab jedoch eine Zeit, wo die Worte nicht so poetisch aufgefasst wurden, und weltliche Fürsten es ihren Unterthanen zur Pflicht machten, als äusseres Zeichen vollständiger Unterwerfung im wahren Sinne der Worte „ins Gras zu beissen“. Selbst der edle Cid, der kühne Held der altspanischen Romanze, war, wie aus Vers 2030—2034 erhellt, genöthigt, König Alfonso auf diese Weise seine Huldigung darzubringen. Das Bild einer grasessenden, auf den Knien rutschenden Volksmenge mag eine recht heitere Seite haben, allein seine ernsthafte ist doch die überwiegende. Heutzutage würde Niemand einem solchen Spiele beiwohnen können,

ohne darin eine tiefe Verletzung der Menschenwürde zu erblicken. Schätzen wir uns glücklich, dass unsere Väter uns das „ins Gras beissen“ vor den weltlichen, wie das „zu Kreuze kriechen“ vor den geistlichen Herren, nur als blosser Redeformen überlieferten, und noch obendrein die Warnung hinterlassen haben: „Mit grossen Herren ist nicht gut Kirschen essen.“ Um jedoch dem eigentlichen Ursprung des „ins Gras beissen“ näher zu kommen, wäre es nöthig, solche Studien zu machen wie sie die Gebrüder Grimm über manche ähnliche Redefiguren angestellt haben. Ueberliefert uns vielleicht unsere Volkssprache hier zugleich eine Erinnerung an jene Schreckenszeiten, wo die Hungersnoth verheerend durchs Land zog, wo darbende Unglückliche, wie noch vor wenigen Jahren in Irland, als letztes Mittel zur Verlängerung ihres elenden Daseins auf die Felder flüchteten, und Morgens als Leichen noch mit den Spuren des gegessenen Grases im Munde angetroffen wurden?

Kultur der ölhaltenden Erbse.

Wir theilen auch unsererseits den im landwirthschaftlichen Centralblatte veröffentlichten Bericht des französischen Gärtners Lachau me über den Anbau dieser Pflanze mit, indem wir zugleich darauf hinweisen, dass wir unsere eigenen Erfahrungen nach vollendeter Vegetationsperiode auf unserem Versuchsfelde bekannt machen werden. Schon jetzt jedoch können wir nicht umhin, über den angedeuteten grossen Nutzen der ölhaltenden Erbse, wenigstens für unsere Gegenden, einigen Zweifel zu hegen, indem erfahrungsgemäss dieselbe bei uns noch nicht zur Reife gelangt ist. Der Bericht lautet:

„Am 10. Mai säete ich die erhaltenen 20 Kerne dieser Leguminose in thonig-kalkigen, vorher mit dem Spaten umgegrabenen und halbgedüngten, nach der Mittagsseite gelegenen Boden. Am 20. waren 18 Pflänzchen aufgegangen, von denen ich im Juni 6 in Töpfe pflanzte und auf die Ausstellung sandte. Die 12 anderen blieben im Samenbeet, im Abstand von 9 Centimeter von einander. Am 1. August fingen die kleinen weissen Blüthen an, sich in den Blattachsen zu zeigen, und sie folgten sich bis in den September; die Ernte fand am 25. October statt. Einige der erhaltenen Schoten waren nicht völlig ausgereift. Um zu sehen, was die Pflanze aushalten könne, wurden 3 Stöcke an ihrem Platze belassen. Bei 3⁰ Frost litten sie noch nicht, aber bei 4⁰ erfroren die Blätter und auch die Schoten wurden leicht berührt. Nach der Ernte unternahm Herr Vilmorin eine Analyse der Kerne und überzeugte sich, dass sie wirklich Oel enthielten.

Um über den Werth der neuen Pflanze ins

Reine zu kommen, wurden im folgenden Jahre Versuche im grösseren Maassstabe gemacht und am 4. April die Hälfte der im Vorjahre erhaltenen Kerne ausgesät, und zwar reihenweise in denselben Boden wie früher, und die alte Düngung. Die Kerne wurden nur flach mit Erde bedeckt. In 5 Tagen waren die Keimblättchen hervorgekommen; um den 10. traten Fröste ein, die das Wachsthum aufhielten und einen Theil der Sämlinge tödteten, daher am 12. Mai die andere Hälfte der Kerne in gleicher Weise gesät wurde. Diese zweite Aussaat wuchs bei der nun günstigen Witterung rasch heran, so dass am 10. Juni die Sämlinge zum Verpflanzen geeignet waren. Es wurden 100 Pflänzlinge in Reihen mit 50 Centimeter Abstand gesetzt. Sie litten durch die Versetzung nicht, sondern wuchsen rasch heran. Am 25. Juli waren sie 60 Centimeter hoch, und die ersten Blüthen fingen an sich zu zeigen. Diese Pflanzen wurden nur im Laufe des Juli zweimal begossen, denn ich wünschte zu erfahren, welchen Grad von Trockenheit sie aushalten könnten. Sie vegetirten demungeachtet fort, und ich glaube sogar, dass der zu üppige Wuchs der im Samenbeete gelassenen Pflanzen im Jahre 1856 die Samenbildung verzögert hat und der Reife desselben nachtheilig geworden ist. Am 10. August musste ich alle Spitzen ausbrechen, um die Schotenausbildung zu befördern. Endlich am 10. September hatten die Stöcke die Höhe von 80 bis 90 Centimeter erreicht und trugen durchschnittlich jeder 80 bis 100 Schoten mit 2 bis 4 Kernen. Die Schoten, deren Hülse im Reifezustande lederartig ist, sind sehr flachgedrückt und nur an den Stellen, wo die Kerne liegen, entsprechend aufgebläht. Letztere sind niereneiförmig, fast kugelig, glatt, bei der Reife von heller Nankingfarbe, 5 bis 6 Millimeter lang und 4 bis 5 breit.

Die Pflanze gehört zur Familie der Leguminosen und zu dem grossen Genus Dolichos; vielleicht ist sie einfach Dolichos Soya.

Die Dolichos-Arten sind im Allgemeinen Holzpflanzen und wollen in unserem Klima gar nicht gut fortkommen; die vorliegende Art macht somit eine wesentliche Ausnahme, und scheint geeignet, der Landwirthschaft grosse Dienste zu leisten, sei es durch das Oel, oder durch die grossen Blätter als Viehfutter, oder endlich als eine Beihülfe der Lupine zur Gründüngung. Unter den letzten Gesichtspunkten zumal erscheint sie als sehr ergiebig. Ihre Kultur hat gar keine Schwierigkeiten, und sie könnte mit Vortheil in mittelmässigem, sandigem oder kalkigem Boden gebaut werden. Was den Ertrag an Körnern betrifft, so erscheinen die mit der kleinen Quantität gemachten Erfahrungen noch nicht ausreichend, um darauf einen bestimmten Ausspruch gründen zu können. (Mittheilungen des Centr.-Inst. f. Acclimatisation.)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Bonplandia - Zeitschrift für die gesamte Botanik](#)

Jahr/Year: 1860

Band/Volume: [8](#)

Autor(en)/Author(s): Seemann Berthold

Artikel/Article: [Hannoversche Sitten und Gebräuche in ihrer Beziehung zur Pflanzenwelt. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte Deutschlands. 22-25](#)